

licher seine Niederlagen auf ethisch-religiösem Gebiete sind. Die beobachtende, experimentierende Wissenschaft, die Eroberung neuer Gebiete finden trotz der zahllosen Opfer immer neue Kämpfer, die an die Stelle der soeben gefallenem treten.

Überall aber äußert sich ein inneres Zerfallen sein, ein empfindlicher Mangel an harmonischem Gleichgewicht der Seele; ein hastiges Suchen nach neuen Wegen und Idealen, eine aufregende Jagd nach Irrlichtern, die bald hier, bald dort auftauchen. Das weckt freilich Anlagen und Kräfte, die sonst unbenußt schlummern würden; es bringt immer neue Anregung und Abwechslung; es fordert die tiefer Denkenden zu intensiverer Arbeit, die Einfachen und Guten zu größerer Vorsicht, zu ernsterem Kampfe auf. So dürfen denn die positiven Seiten der Gegenwart nicht verkannt werden. Aber es läßt sich nicht leugnen: es geht durch die moderne Welt ein Gären und Kochen, ein Sieden und Brodeln wie in einem Hengessel, aus dem der lautere Trank einer neuen Wahrheit, eines neuen, vertieften und geklärten Lebens hervorgehen soll.

Mitten in diese wogenden, gärenden Strömungen griff der Weltkrieg hinein mit

rauber Faust. Von den Problemen der Weltanschauung, den subtilen Fragen der Philosophie riß er uns hinweg zum bitter-ernsten Kampf um unser Sein, um unser Leben. Selbstverständlich wäre es verstrübt, heute schon zu sagen, in welcher Richtung sich das geistige Leben der europäischen Menschheit in Zukunft fortbewegen wird. Der Druck einer eisernen Gegenwart lastet zu schwer auf unserem gesamten Fühlen und Denken und hat uns zu sehr aus der Bahn friedlich-normaler Tätigkeit herausgeschleudert, als daß wir mit Sicherheit sagen könnten, ob die Wendungen in Fragen der Weltanschauung, die jetzt auf verschiedenen Punkten auftauchen, auch nach dem Kriege andauern und eine gesunde Entwicklung zeitigen werden, wenn die hochgehenden Wogen des Riesenkampfes sich wieder werden geglättet und beruhigt haben. Aber die Hoffnung scheint nicht unbegründet zu sein, daß der moderne Mensch, den der Krieg von der unumgänglichen Notwendigkeit einer unantastbaren Autorität, einer straffen Organisation, fester Grundsätze und tatkräftiger Selbstbeherrschung überzeugt hat, auch nach dem Kriege auf dem Gebiete der intellektuellen und vor allem der sittlich-religiösen Kultur ähnlichen Gesichtspunkten leichter zugänglich sein wird wie bisher.

Denkzettel.

Von Hermann Bahr.

Selbst wohlwollende Menschen, wofern es zurzeit unter uns derlei noch gibt, argwöhnen schon, ich sei verrückt. So weit bin ich jetzt von allen entfernt! Dabei hätte doch aber eher ich ein gewisses Recht, das von ihnen zu sagen, von allen anderen, und zwar im vollen Wortverstand, denn sie sind, die sich unablässig sachte verrücken: sie rücken Tag für Tag immer mehr von Oesterreich ab, sie rücken immer wieder um ein Stück weiter von Oesterreich weg. Dies ist gar nicht so sehr politisch gemeint als psychisch; der psychischen Entösterreicherung unserer

Deutschen folgt erst die politische. Vielleicht unwissentlich, jedenfalls unwillkürlich akzentuieren sie sich innerlich, allmählich ganz um: ihr angestammtes Wesen wird nicht mehr betont, der Selbstlaut von Untertönen überschrieen; sie klingen auf einmal ganz anders und merken es selber noch nicht. Der Oesterreicher ist unter den Deutschen Oesterreichs so rar geworden, daß neulich einmal einer von diesen letzten Oesterreichern, um, was sie sind, überhaupt verständlich zu machen, ein Beiwort dazu für nötig hielt: er hat sich einen „austrophilen“ Oesterreicher genannt.

Oesterreich ist nämlich jetzt so mit Politik verschüttet, daß gar niemand mehr darunter seinen Gehalt zu bemerken scheint, der doch ganz unpolitisch, der Kultur ist. Politisch ist es etwas eher fragwürdiges, von Natur desintegrierend, wodurch es aber gerade sich zu behaupten, worin gerade seine besondere Art einer in lauter Selbstaufösungen fortwachsenden, gewissermaßen flutenden Festigkeit zu bestehen scheint. Ganz aufs Lebendige scheint es mit Oesterreich abgesehen, auf ein zu stark und reich Lebendiges, als daß es jemals in einer Form erstarren könnte; sobald man es endlich politisch eingefangen zu haben meint, ist es indessen immer längst schon wieder weiter. Oesterreich liegt niemals in seiner Politik, es liegt in seiner Menschenart. Eine bestimmte Sorte Mensch, die sonst nirgends wächst, ist mit ihm gemeint, ihr Standort zu sein, ist sein Beruf. Es gehört eine gewisse geheimnisvolle Völkermischung dazu: wo die gelingt, ist Oesterreich; auf ein paar Kilometer nördlich oder südlich, östlich oder westlich mehr oder weniger kommt's dabei gar nicht an. Nur wer jene Mischung stört, und gar wer es entmischen will, bedroht es an seinem Leben; es hätte ja dann keinen Sinn mehr. Bloß um diese besondere Menschenart hervorzubringen ist es da. In Zeiten denen diese Menschenart entbehrlich ist, gilt es nicht viel. Je wichtiger sie der Menschheit wird, desto höher steigt sein Ansehen. In den letzten siebzig Jahren, in der Epoche der Absonderung Europas in geschlossene Nationalstaaten, ist die Nachfrage nach unserer Menschenart gering gewesen; für den „Betrieb“ taugen wir nicht viel und solange die Völker glaubten, Europa, solange sie, wenn sie nur den Markt hatten, glaubten, die Welt entbehren zu können, hatten sie für uns nordsüdliche Westöster keine Verwendung. Seit nun aber gar Europa zerrissen ist, fragt sich mancher von uns: was soll dann noch Oesterreich? In dieser drückenden Enge zugemauerter Nationalstaaten, was wollen wir weltweiten Oesterreicher da? Geben wir uns doch lieber rechtzeitig auf, um noch geschwind unterzukriechen, jeder bei seiner Nation! Ich aber lache still bei mir, denn mir scheint Oester-

reich wirklich wie von der Vorsehung aufgespart gerade für diesen Augenblick, der Oesterreich erfinden müßte, wenn es nicht schon da wäre! Und wenn ich früher an Oesterreich nur als sein Kind hing, so bin ich seiner jetzt als Europäer, als Mensch, als Katholik gewiß, denn ich sehe keine Menschenart als unsere zur Rettung Europas, der Menschheit, des Geistes!

Unsere Menschenart, eine verbindende, während die anderen alle doch ihre Kraft jetzt im Trennen suchen, stammt nicht aus uns, wir fanden sie schon vor, wir haben sie bloß übernommen, bewahrt und aufgezogen. Der Jude kennt sie noch so wenig als der Grieche, die fühlen sich abgeschieden und auserwählt. An Alexander dem Großen erscheint sie zum ersten Mal, doch nur gleichsam als ein inneres Gesicht. Erst des Römers klarer Nachsinn, mit Weltblick begabt, lernt ahnen, daß über Völker zu herrschen nur vermag, wer ihnen in seiner Herrschaft die Vollendung ihrer Eigenart bringt. Wie, während bei den Griechen die Polis noch den Einzelnen ganz verschlingt, die Römer die ersten sind, die die Würde des Einzelnen als eines Unersehllichen begreifen, so wenden sie den eigenen Freiheitsinn nun auch auf ihr Verhältnis zur Welt an, erkennen den unterworfenen Völkern Eigenart und Eigensinn zu und öffnen den fremden Göttern Rom. Mit dem Imperium Romanum entsteht der Begriff einer Weltgemeinde, der civis Romanus ist der erste Weltbürger, damit ist der Seelenraum für das Christentum da, für ein Reich der Liebe, wo jeder was er will und kann, alles nur gebraucht, um den anderen damit zu dienen. Es folgt jener ungeheure Versuch einer Weltherrschaft durch den Geist und hier ist es ein junges, kaum erst gebändigtes Volk, das, über das enge Dasein in Stämmen empordrängend, zunächst mehr erfüllt als erkennt, daß es seinen eigenen Sinn niemals in sich selbst erfüllen kann, daß es über sich hinaus muß, daß es selber nur ein Weg, sein Ziel aber nicht in ihm ist, sondern draußen, drüben, in seiner Selbstüberwindung. Dieses Volk hält es niemals in sich aus, es wird ihm immer erst wohl, wenn

es aus sich in die Welt tritt. In allen großen Zeiten tut der Deutsche den entscheidenden Schritt über sich hinaus: das ist der Schritt vom König Heinrich zum Kaiser Otto, von Barbarossa zu Friedrich dem Zweiten. Der Natur dieses Volkes scheint ein unüberwindliches Bedürfnis nach Totalität eingepflanzt, so sehr, daß es sich niemals in seiner Eigenart beruhigen, sich niemals mit seiner Eigenart begnügen kann, sondern, um sich selber ganz erfüllt zu fühlen, zu sich selber nun auch noch seinen eigenen Gegensatz braucht: es nimmt in sich immer auch noch sein eigenes Nein mit hinein und wähnt, daß es sich selbst ganz erst sozusagen in seiner Entselbstung hat. Bis zur tragischen Schuld verirrt sich dieser den Deutschen beherrschende Liebesinn: bis in den Wahn der Staufer zuleht, weltlicher Macht auch was allein der geistlichen gehört, anzumachen. Ihr Imperialismus ist ein Versuch, in den Kaiser auch noch den Papst hinein-zunehmen. Theodor von Sichel sagt einmal, das Kaisertum Karls IV. sei schon mehr eine politische Idee als eine politische Macht. Schon Konrad Burdach hat bemerkt, daß dieser Satz mehr enthält und höher trägt, als Sichel bewußt gewesen sein mag: er trifft die ganze Bedeutung Karls und urteilt die Staufer ab. Karl erst hat erkannt, daß das Kaisertum, bisher immer wieder mißbraucht als politische Macht, mehr ist, daß es sein Wesen ist, Idee zu sein, und daß es richtig nur als Idee zu gebrauchen ist, als Urbild, an dem und nach dem eine neue Geistesart Gestalt annehmen kann. Gerade das ist die Größe Karls (die jetzt ganz erkennen und überblicken zu können, wir übrigens nur Burdach verdanken). Des ersten Luxemburgers und der Premisliden Sohn, in Paris erzogen, der Gemahl einer französischen Prinzessin, deutscher König und König von Böhmen, den aber Petrarka, sein Freund, einmal geradezu einen Italiener nennt, ist Karl doch eigentlich unter allen Kaisern allein der echte Kaiser gewesen, das erste Beispiel eines aller Völker verbindenden, in sich alle Völker verbindenden, durchaus übernationalen Menschen (und die Männer seiner böhmischen Hofkanzlei sind

Erscheinungen des guten Europäers von einer Reinheit wie nachher nur noch Napoleon und Goethe). Das Wort, das der Menschheit seit Jahrhunderten schon auf den Lippen liegt, das aber selbst in den Kreuzzügen noch immer wieder in einem rauhen Köcheln erstickt, in Karl ist es endlich ausgesprochen, es ist wirklich ein Uebermensch erreicht: der Mensch, in dem das Blut dem Geist gehorcht — ja fast noch mehr möchte man sagen: ein Mensch, dem der Geist nicht bloß das Blut gebändigt hat, sondern dann auch noch wieder selbst zu rotem Blut in seinen Adern geworden ist. Keiner hätte das aus sich allein vermocht, aber Karl ist ja sozusagen eine ganze Versammlung von Menschen, er ist der Schluß einer langen Reihe von Versuchen oder Entwürfen einer neuen geistigen Mischung, er ist nur das höchste Beispiel einer Menschenart, die zu seiner Zeit auf einmal überall auftaucht, in Avignon, in Oxford, in Nürnberg, in Bologna, in Padua, aber auch in Prachatt, er ist nur die reife Frucht der frankoitalienischen Blüte. Es war wieder Burdach, der zuerst darauf hinwies, wie seltsam es ist, daß diese neue Menschenart zunächst an Emigranten erscheint: im Exil Dantes, im Exil der Päpste; auch Karl wächst im Exil auf. Es ist, als hätte der Stoff zu dieser neuen Geistesart, die ja nur durch unablässige Sublimation zu gewinnen war, erst in der Verbannung von allem Eigensinn gereinigt werden müssen, so durch und durch, daß zuletzt kaum ein verglühender Abendschein von ihm übrig blieb. Aber als es so weit ist und alles für den neuen Menschen bereit scheint, gerade da geschieht etwas sehr Merkwürdiges, geschieht das Unbegreifliche: dieser den Völkern entrungene Weltinn schlägt plötzlich, wie wenn er sich zu viel zugemutet hätte, wie wenn ihm schwindelte vor ihm selbst, abgeschreckt um und schlägt in den Urinstinkt zurück, ja noch mehr: dieser Urinstinkt, längst vergessen, wird jetzt erst wieder entdeckt, er kommt zu neuer Kraft und er rächt sich: er, des Geistes Untertan, wird Herr über ihn. Burdach hat zuerst den Sinn der selbst von Burckhardt und Nießche noch mißverstandenen Renaissance erkannt, er hat

sie als nationale Bewegung erkannt, aber selbst er hat uns noch nicht erklärt, wie denn in dem Augenblick gerade, wo, hoch über dem Nationalen, die Freiheit einer gemeinsamen Weltkultur erreicht scheint, eine solche Wendung, Abwendung, ja sozusagen Selbstentwendung überhaupt auch nur möglich war und noch dazu gerade den Trägern jener Weltkultur möglich war: denn eben diese sind's, eben die besten unter den ersten guten Europäern jener Zeit laufen zuerst zum Nationalismus über; Rienzo und Petrarca sind die merkwürdigsten Beispiele dieser inneren Selbstverkenning, Selbstzersehung der Renaissance, des tiefsten von allen Problemen der problematischsten aller Epochen. Im Munde Rienzos und Petrarkas fängt Rom, das höchste Wort der Weltgeschichte, jetzt auf einmal zu schillern an, es färbt ab, es wechselt den Sinn, es war ein Friedenswort, jetzt schallt es Krieg, es hat die Welt bedeutet, hat die Menschheit versammelt, jetzt engt es sich ein, es zieht sich auf Italien zurück (in Petrarkas Hymnus auf Italien ist gerade das so rührend, wie da noch beide Bedeutungen ineinander klingen, Welt und Vaterland). Aber auch in Deutschland sind gerade die Humanisten die ersten Nationalisten. Es ist ein unbegreiflicher Augenblick. Von allen Seiten scheinen alle Kräfte des Mittelalters gesammelt auf einen einzigen Punkt zu drängen: der Mensch ist so vergeistigt, daß er sich zutraut, auch hier schon nur noch im Geiste zu leben, er hat den alten Adam abgegan, er ist Gottes Kind, selbst ein Glied des mystischen Leibes wie jeder andere Gläubige, mit allen verwachsen in den Einen, und so kann sie nichts mehr trennen, denn jeder ist in seiner besonderen Art doch nur derselbe. Der Augenblick ist so überwältigend groß, daß es kein Wunder nimmt, wenn die Menschheit das dritte Reich andbrechen glaubt. Aber in diesem Augenblick gerade, an diesem der Eingöttlichung der Menschheit so nahen Punkt erlischt der Segen, irgend ein geheimer ungeheurer Frevel scheint geschehen und aus dem schon ganz spiritualisierten Menschen springt der Urinstinkt wieder auf, der Mensch sagt dem

Geist ab und überläßt sich den Sinnen und so tritt er aus der Weite der Welt zurück, er geht wieder seinem Blute nach, die Menschheit teilt sich in Völker ab: die Renaissance, die letzte Sammlung, wird zur großen Trennung (Huß wie Luther sind, sowohl selber seelisch als auch in ihren Wirkungen, nur als Nationalisten zu verstehen und das achzehnte Jahrhundert weiß noch nicht, daß es in seinen höchsten Augenblicken nur eine freilich noch irre Vorahnung eines wiederkehrenden Mittelalters ist).

Auf eine neue Menschenart scheint das ganze Mittelalter zu deuten, auf einen Menschen von größeren inneren Räumen, auf den übernationalen Menschen. Er erscheint und die Zeit wendet sich von ihm ab. Unbegreiflich ist das. Und unbegreiflich ist ebenso, daß nun um dieselbe Zeit drei Völker alter Zwietracht absagen, um fortan zusammen zu leben; sie gehen eine Ehe ein, weil jedes hofft, daß mit den anderen aus ihm mehr wird, als es allein werden könnte: Oesterreich entsteht. Und hier wird nun geheimnisvoll jener Weltfuss, für den man auf einmal nirgends mehr Verwendung hat, gewissermaßen ins Depot gegeben; es kann ihn brauchen. Und aus jener neuen Menschenart, die damals, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, für Europa bestimmt schien, wird zunächst nichts als der Oesterreicher. Daß sie dennoch erhalten bleibt, scheint ein Wunder. Es muß doch einen geheimen Sinn haben. Wir wenigstens glauben das, wir paar Oesterreicher, die noch austrophil geblieben sind. Ja seit wir jetzt selbst sozusagen als Emigranten im eigenen Land behandelt werden, glauben wir es nur noch mehr. Wir glauben an den Beruf Oesterreichs, seine Menschenart zu hüten, denn es kommt jetzt die Zeit, wo die Menschheit sie nicht entbehren kann. Nur könnte sein, daß inzwischen unsere österreicherische Menschenart Oesterreich selber abhanden kommt. Die Jugend wird bei uns in völliger Unkenntnis Oesterreichs erzogen. Alle Lehranstalten von der Landschule bis zur Hochschule sind um die Wette unösterreicherisch. Und unser ganzes öffentliches Leben auch. Von unserer Art wird nur noch

im Verborgenen Gebrauch gemacht. Und wenn es dann einmal so weit sein wird, daß man sie sucht, ist sie vielleicht schon gar nicht mehr zu finden. Alles wäre noch erträglich, wenn wir nur irgend einen österreichischen Herd hätten! Das läßt mir keine Ruhe, das wird mir schon fast zur fixen Idee! Irgend ein, ob man es nun Seminar oder Institut nennt, ein Safe halt unserer Menschenart schwebt mir vor!

Gar nicht unsere Menschenart bekannt zu machen, ist dabei mein Sinn, oft muß ich eher denken, ob es nicht tief in ihrem Wesen liegt, daß ihr bestimmt ist, unerkannt zu bleiben, ja ob sie nicht unerkannt desto reiner wirkt, aber angst ist mir, daß sie sich selbst verliert. Und wir hätten doch gerade jetzt so gute Siegelbewahrer unserer Art. Der eine wäre gleich Burdach selbst. Es lebt jetzt nie-

mand, der sie besser kennt und tiefer fühlt, als dieser Ostpreuße mit dem österreichischen Tropfen im Blut. Keinem ist die Epoche gerade, die sozusagen den österreichischen Geist erst auskocht, garkocht, Mittelalter und Renaissance zusammen in ihm verkocht, so vertraut. Der andere wäre Josef Nadler, ein Böhme, der erste Germanist seit Scherer, der wieder den Blick für die großen Linien der deutschen Entwicklung hat, der wieder den Weltinn unserer Dichtung sieht. Geheimrat Burdach geht in Brunwald spazieren, Professor Nadler sitzt in der Universität Freiburg in der Schweiz. Man rufe sie nach Wien, um den Bestand unserer Geistesart aufzunehmen, bevor er verweht! Auch könnten wir durch sie ja vielleicht wieder eine Universität in Wien bekommen. 3. August 1918.

„Kinokunst“.

Man erweist dem Kino manchmal die Ehre, es einen Kulturfaktor zu nennen. Mit Recht? — Das hängt davon ab, wie man dieses Wort versteht. Wenn mit Kulturfaktor eine zur Hebung unserer Kultur dienende Einrichtung gemeint ist, dann kann man das Kino nicht mit diesem Worte bezeichnen. Versteht man aber unter Kulturfaktor eine auf der gegenwärtigen Kulturbasierende Einrichtung, dann ist der obige Satz einwandfrei und kann als Beweis für den Tiefstand unserer Kultur und, da in ihr schon der Begriff des Aufstiegens und des Entwickelns enthalten ist, gegen die Kultur herangezogen werden. Wenn diese Sätze gegen das Kino gemünzt zu sein scheinen, so frägt dieser Schein nicht. In einer kulturell höher stehenden Zeit wäre das Kino in der Form, wie es sich gegenwärtig aufdrängt, eine Kulturschande; in unsere Zeit paßt es wohl hinein. Und wenn auf Grund dieses Artikels nicht einer der Kinobesucher seiner Leidenschaft einen Jügel auflegt und alle nach wie vor weiter das Kino frequentieren, so ist dies selbstverständlich, denn das Kino-

publikum ist bereits zu sehr verdorben, als daß es einfachem Vorhalten zuliebe eine Gewohnheit aufgäbe. Es ist auch gar nicht Zweck dieses Aufsatzes, dem Kino seine Besucher zu entführen, sondern er beabsichtigt lediglich, daß, was beim Kino „Kunst“ genannt wird, an seine ihm gebührende Stelle zu weisen und sich entschieden dagegen zu verwahren, daß dem Kino Interessen unterschoben werden, die ihm nicht zukommen. Das Publikum vergnügt sich ja auch auf dem Ringelspiel, so kann es auch in das Kino gehen zu seinem Vergnügen, aber es soll wissen, daß ihm dort nichts von Kunst geboten wird und es soll sich in dieser Beziehung weder von der Kinoreklame noch von jener Tagespresse, die nur zu wohl weiß, warum sie sich zu solchen Ueberhebungen herbeiläßt, täuschen lassen.

Am ehesten lassen sich die kinematographischen Vorführungen den TheaterVorführungen gegenüberstellen. Eine im Kino dargestellte Szene ist ja nichts anderes als eine mit Hilfe des Apparates auf die Leinwand projizierte TheaterSzene. Nun liegt